

Die Schneekapelle

Autor(en): **Lienert, Meinrad**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **14 (1910)**

PDF erstellt am: **20.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572108>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Die Schneekapelle.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Ein Kindergeschichtlein von Meinrad Lienert, Zürich.

Es war im tiefen Winter. An einem langweiligen schulfreien Nachmittag hatte der Meirebli die Lesende seines lieben Namenspatrons St. Meinrad gelesen. Darnach beschloß er — wahrscheinlich tat es ihm des Heiligen einsames Waldleben an — ebenfalls heilig zu werden. Immerhin gedachte er es so einzurichten, daß er die Beziehungen zum elterlichen Hause und besonders auch zur elterlichen Küche nicht gänzlich abbrechen brauchte. Am liebsten hätte er sich in den Klosterwald zurückgezogen und dort eine Sommerklausur aus Tannreisig und Moosspolstern eingerichtet. Derzeit ließ es sich jedoch nicht machen, da Wald und Feld in tiefem Schnee begraben lagen und unzugänglich waren. So kam er mit sich überein, vorläufig noch nicht völlig aus dieser sündigen Menschheit auszuscheiden, sich hinter dem Hause ein hübsches Schneekirchlein zu erbauen und sich darin einstweilen für das Heiligwerden zu trainieren.

Mit Hilfe einiger Spielgenossen, die er nach geleisteter Arbeit mit den ihm vom Arzte verordneten Wurmjeltchen ablöhte, gelang es ihm wirklich, ein kugelförmiges Kirchlein aus eitel blitzblankem Schnee zu erbauen. Auf das Dach setzte er ein von ihm zusammengeageltes Holzkreuz, und dann höhnte er mit viel Geduld ein Gewölbe ins Kirchlein. Zwar hatte der Neubau keine Fenster und als Eingang nur ein Loch, durch das man auf allen Vieren schlüpfen mußte. Aber eine kleine rote, mit Steinöl gefüllte Ampel, die geschickt am Gewölbe angebracht war, erfüllte die Kapelle mit einer traulichen Dämmerung.

Sogar ein kleiner Altar wurde im Schneekirchlein aufgerichtet. Denn sobald die Großmutter die eifrigen Vorbereitungen ihres Enkels auf ein heiligmäßiges Leben

bemerkte, hoffte sie in ihres Herzens immerwährender Vertrauensseligkeit, den Wildfang für ein paar Tage von ihrer Schürze loszuhaben, und unterstützte seine außerordentlichen Absichten aufs lebhafteste. Daher beschenkte sie ihn auch mit einigen andachterregenden Devotionalien und ihrem Wachsrodell, aus welchen Dingen er mit kundiger Hand einen wenn auch primitiven Altar herzurichten verstand. „So,“ sagte dann die Großmutter, „jetzt wollen wir gerne sehen, was du für ein Heiliger wirst! Hoffentlich werden wir dich bald im Kalender haben!“

Nun machte sich der Meirebli immer, sobald die Schule aus war, in seine Schneekapelle. Die Aufgaben bereinigte er im allgemeinen nur mehr oberflächlich, und die Übungen in den vier Spezies, deren Ziffern er noch weniger liebte als die roten Ameisen, überließ er meistens der Großmutter, die sie mit einer Kreide auf dem Tafeltisch der Wohnstube in entgegenkommendster Weise vorzunehmen pflegte.

In der Kapelle begann er jetzt sein Einsiedlerleben. Die größere Enthaltbarkeit im Essen verschob er jedoch auf später, auf das Einsiedlerleben in der Sommerzeit. Da wollte er sich dann in des Waldes tiefsten Gründen nur noch von Beeren und Wurzeln ernähren, wobei er allerdings zuerst an die Süßholzwurzel dachte. Vorläufig pflegte er die Kapelle selten ohne ein gewaltiges Stück Brot oder Birnenwecken in der Hand zu betreten. Dagegen lag er den sogenannten geistlichen Übungen, oder was er dafür halten mochte, eifrig ob. Das heißt, er sang alle Marienliederlein, die er wußte, und am Ende jauchzte er sogar; denn für einen angehenden Einsiedler führte er ein Leben herrlich und in

Freuden, obwohl es ihm freilich vorkam, er mache dabei im Heiligwerden höchst geringe Fortschritte.

Eines Vormittags nach der Schule, als er sich wieder, an einem schier unermesslichen Bärenrockstengel lutschend, in seine Eremitage zurückzog und darin in totaler Außerachtlassung seiner frommen Vorsätze wilde Purzelbäume schlug und wie ein verliebter Handknab auf der Alp drauflos jauchzte, guckte ein kleiner Flachs-kopf in die Kapelle hinein, und des Kartischen Marieli zwei sanfte blaue Augen lachten den seltsamen Einsiedler an.

„Da drin ist es aber schön,“ sagte das Marieli und staunte bewundernd die rote Ampel und den kleinen Altar an; „es sieht aus wie in einer Kirche!“

„He ja,“ meinte er, „es ist auch eine Kirche!“

„Was machst du denn da drin?“ fragte es.

„He, halt ein Heiliger werde ich!“

Da kicherte das Marieli.

„Was lachst du denn, du Dumme!“ fuhr sie der Meiredli indigniert an.

„He,“ sagte das Marieli, „ein Heiliger jauchzt doch gewiß nicht!“

Jetzt ward er wild, vergaß, daß das Haupterfordernis der Heiligkeit die Geduld ist, und schlüpfte dem aufkreischenden und flink davonestiebenden Mägdelein, mit einem Schneeball bewaffnet, nach.

Aber als sie in wilder Hast ums Haus jagten, glitschte das Marieli auf dem Eis aus, fiel hin, und klirrend zersprang die Flasche Rotwein, die es seinem Vater im Wirtshause hatte holen müssen.

Erschrocken blieb der Meiredli stehen. Das Marieli aber starrte stumm und totenbleich auf das Geschwemme im Schnee, als blickte es in sein Grab hinein. Der Boden sah um und um blutrot aus, als wäre da im Schnee ein Säulein gemetzelt worden.

Jetzt ward dem Knaben das Unglück mit einem Male klar. Die Stiefmutter des armen Kindes stand vor ihm wie ein Gespenst. Das Weinen suchte ihm in den Mundwinkeln, des Mägdeleins stummer Jammer stach ihn anklagend ins Herz.

„Marieli,“ machte er halblaut, es mit scheuen Blicken ansehend, „wein' nur nicht! Ich will mit dir heimgehen und es deiner Stiefmutter sagen, wie's hergegangen ist!“

Nein, das Marieli weinte nicht; es starrte nur immer die Scherben im Schnee an, mit Augen, daß man hätte meinen sollen, die kalten harten Glascherben müßten sich unter diesen Blicken wieder zusammenziehen.

Jetzt begann der Meiredli wirklich zu weinen.

„Komm, Marieli, komm, ich sag's meiner Großmutter, daß sie mit dir heimgeht!“

Er versuchte, das Kind am Rücklein gegen das Haus zu ziehen.

„Nein, nein, nein!“ machte es plötzlich blutübröt, warf sich auf den Boden und bedeckte das rote Geschwemm sorgfältig mit frischem Schnee. Dann sprang es auf, und wie er's wieder gegen das Haus ziehen wollte, bat es flehend: „Laß mich, laß mich! Die Stiefmutter schlägt mich mit dem Scheit, sie reißt mich an den Haaren in den Keller hinunter, wo's gespenstert, und läßt mich dort die ganze ewige Nacht. Nein, nein, ich will nicht heim, ich will nicht heim! Weißt du,“ sagte sie hastig und sich mit Augen, in denen Todesangst irrlichterte, allseitig blitzgeschwind umschauend, „weißt du, was ich tue? Ich verstecke mich in deine Schneehöhle, dort sucht sie mich gewiß am wenigsten. Aber gelt, Meiredli,“ — schier laut, verzweifelt raunte sie's dem Kleinen ins Ohr — „gelt, du sagst es niemand, auch deiner Großmutter nicht? Versprich mir's! Sag: Auf Ehr und Seligkeit! Sag: Ich will in die Hölle kommen, wenn ich's sage!“

„Auf Ehr und Seligkeit, ich will . . .“

Der Schatten eines Weibes kam um die Ecke. Da war das Kind schon spurlos verschwunden. Der Meiredli machte sich, allseitig vorsichtige Umschau haltend, zu seiner Schneekapelle und guckte hinein. Ein schwacher Aufschrei war drin.

„Ich bin's bloß,“ machte er; „es ist nicht die Stiefmutter gewesen, die Grabbetterin war's nur!“

„Büblein, komm zum Mittagessen!“

Es war die Stimme der Großmutter, die nach dem Knaben rief. Halb verzweifelt vor Angst drängte ihn das Marieli aus der Schneehöhle: „Lauf, lauf, sonst kommt sie herunter! Komm unter Tags lieber nicht mehr herein; sonst merkt's meine Stiefmutter!“

Traurigen Herzens machte sich der Meiredli zum Mittagessen. Darnach mußte er bald wieder in die Schule, ohne daß es ihm gelungen wäre, dem verborgenen Mägdelein den Wurstzipfel, den er im Töpplein versteckt hatte, unbemerkt in die Schneekapelle hineinzu reichen. Es war wie verheert. Immer ging jemand vorbei, und zuletzt kamen gar des Knaben Spielgenossen und wollten durchaus in seine Kapelle hinein. Nur mit Ach und Krach und dadurch, daß er dem ungeduldigsten Dränger seinen Wurstzipfel schenkte, brachte er sie mit sich von der Schneehöhle ab und zur Schule.

Den ganzen Nachmittag saß er dann wie auf Feder-spitzen in der Schulbank und sehnte sich gewaltig nach Hause, um dem verborgenen Kamerädelein, das gewiß sehr hungerte, etwas zum Essen hineinreichen zu können. Und doppelt sehnte er sich von der Schulbank fort, als nun die Marijscha, des Marieli Stiefmutter, mit bösen Augen in der Schule erschien und den Lehrer nach ihrem „Zaupfen“, wie sie das Kind zornigkühn nannte, fragte. Der Lehrer wies sie zwar barsch fort, aber der Meiredli

fuhr doch alle Augenblicke erschrocken zusammen; denn immer wieder meinte er, das Marieli auffammern zu hören.

Endlich, endlich war die Schule aus.

Im Galopp, mit klapperndem Schultornister jagte der Knabe nach Hause. Und als es ihm gelang, unmerklich zum Eingang seiner Kapelle zu kommen, rief er halblaut hinein: „Marieli, ich bringe dir gleich ein Stück Brot!“ Dann polterte er die Hausstiegen hinauf in die warme Stube.

Dort befand sich noch sein Vater. Als der Meiredli rasch sein Abendbrot zur Hälfte hinuntergewürgt hatte und mit der andern Hälfte sich möglichst geräuschlos ins Freie verziehen wollte, hielt ihn der Vater an und bedeutete ihm kurzgebunden, er möchte sich gefälligst einmal nicht nur zum Essen und zum Heiligwerden Zeit nehmen, sondern auch zur höchstgelegenen Lösung seiner arithmetischen Aufgaben, da man von der Großmutter nicht verlangen könne, daß sie noch einmal die ganze Primarschule für ihn durchfahre.

So mußte sich das erschrockene Bürschlein wohl oder übel an die Lösung der arithmetischen, für ihn so rätselhaften Inschriften machen, und da der Vater in der Stube zu tun hatte, gelang es ihm nicht wegzukommen, was auch nicht viel genützt hätte. Die Großmutter hatte nämlich die Brothälfte, die der Meiredli unvorsichtigerweise in der Verwirrung neben sich auf den Tisch gelegt, in der Meinung, er möge sie nicht zwingen, weggenommen.

Trübselig mühte er sich mit der Ausführung seiner Rechnungen, die ihn für eine Weile das Kind in der Schneekapelle vergessen ließen. Aber als er einmal zufällig durchs Fenster sah, erblickte er in der dämmernden Gasse die Marijeba, die aufgeregter ums Haus schnüffelte, was ihn aufs höchste beunruhigte. Jetzt sah sein Vater die Aufgaben nach, schüttelte den Kopf und sagte: „Meiredli, so bringst du's doch noch aufs Gjelbänkeli! Nicht eine einzige Rechnung hast du dasmal richtig gelöst! Schäm dich!“

Der Meiredli schämte sich zwar, aber nicht mit der vom Vater gewünschten Inbrunst. Er hatte jetzt an ernstere Dinge zu denken: an das frierende, das hungernde Marieli. Gottlob, es war Zeit zum Abendessen!

Bald saß der Knabe warm und wohlgeborgen am Ofen bei seiner Großmutter und den Eltern, und vor ihm dampfte die Mehlsuppe. Aber er tunkte kaum den Löffel in seinen übervollen Teller, sodaß ihn die Großmutter ernstlich musterte. Als er aber auch die mehligten, aufgesprungenen Erbsäpfel und den Käse kaum anrührte, sprach sie besorgt: „Meiredli, Meiredli, du bist nicht wohl, du mußt sogleich ins Bett; denn wenn du nichts essen mochtest, bist du noch immer krank geworden. Da

ist der beste Arzt ein warmes Bett, das beugt beizeiten vor...“ „Ja, ja,“ machte jetzt auch die Mutter, „es ist nicht in Ordnung mit ihm. Schaut nur, was für zündrote Wangen er hat! Er fiebert allweg schon. Rasch zu Bett, zu Bett!“

Eine wahre Verzweiflung ergriff den Meiredli. Jetzt war es ihm doch so schön gelungen, die Augen seiner Angehörigen auf das übermütige Spiel des jungen Käseleins zu richten und unterdessen seine Hosensäcke mit heißen Erbsäpfeln auszustopfen, und nun sollte es ihm wieder unmöglich gemacht werden, damit zu dem verborgenen Marieli zu gelangen. Gewiß war es fast erfroren und verhungert. Er wollte sich zu einer entscheidenden Einrede aufraffen, da ging die Türe, und auf der Schwelle stand die Marijeba.

Ob ihr wüßtes Maitli nicht dagewesen sei? Da habe es auf das Mittagessen ihrem Mann eine halbe Maß dickrotten Welschwein holen müssen, weil er die letzte Zeit so vom Blut komme, und nun fahre sie, weiß der Herrgott wo, in der Welt herum. Obwohl es stockdunkle Nacht, sei sie noch nicht heimgekommen. „Aber,“ setzte sie mit grimmigen Augen bei, „der Zaupf soll mir nur heimkommen, ich habe ihm ein Bad über!“

Der Hausvater suchte sie mit guten Worten ruhiger, milder zu stimmen; aber in ihren Augen war jetzt ein fortwährendes Lächeln, das alles eher als Milde verhieß. Dann wandte er sich an sein Söhnchen: „Sag, hast du das Marieli denn nirgends gesehen?“

Der Meiredli blinzelte rasch nach der Marijeba. Sie sah ihn an, als wollte sie ihm mit den Augen die Seele aus dem Leibe angeln.

„Ne, nein,“ sagte er.

„Die Zille berichtet mir doch eben, sie habe euch beisammen hinter dem Hause gesehen,“ machte die Marijeba. „Was habt ihr denn dort miteinander getrieben, Bub?“

„Ne, nichts,“ antwortete der Meiredli in tödlicher, brandroter Verlegenheit.

„Er weiß gewiß, wo sie ist,“ sagte sie schier triumphierend, „er will nur nicht damit herausrücken. Sag's, sag's,“ fauchte sie den zusammenfahrenden Knaben an, „wo hat sich der Fraß versteckt?“

Da begann er mit einem Male zu weinen. Kurzgebunden wies sein Vater darauf das böse Weib aus der Stube, und keifend machte sie sich davon.

Draußen hatte plötzlich ein feuchter, schier warmer Wind mit aller Macht eingeseht.

Hinter dem Hause blieb die Marijeba einen Augenblick stehen, betrachtete mißtrauisch das Schneekapellchen und murzte vor sich hin: „Wenn sich der Fraß am Ende dahinein verkrochen hätte!“

Rechzend bückte sie sich, um in die Schneehöhle hineinzukriechen.

„Au!“

Das Kreuz des lockern Kapellbaches war ihr auf den Kopf gefallen. Brummend und summend wie ein stoffender Bienenschwarm erhob sie sich und hastete davon.

Im Hause drin hatten sich unterdessen die Großmutter und die Mutter ihres weinenden Bübleins bemächtigt. Sie begannen ihn trotz seinen schluchzenden Protesten hinter dem Ofen auszuhülsen, wobei ihm seine warmen Erdäpfel aus den Hosensäcken auf den Stubenboden herabkugelten. „Ja, ja,“ wehklagte die Großmutter, „das Büblein ist gewiß krank; denn so schnell weint der Meiredli nicht, wenn ihm nichts fehlt!“ Und Großmutter und Mutter einstimmig: „Zu Bett, zu Bett!“

„Ich will nicht ins Bett!“ machte er plärrend.

„Trag ihn nur hinauf, Vater!“ sagte die Mutter.

„Ich will ihm rasch etwas Kamillentee kochen.“

So ward denn der Meiredli trotz allen Beteuerungen, daß er nicht krank sei, in schnell gewärmte Tücher wohlverpackt, in der Großmutter breites Bett hinaufgetragen.

Es mochte gegen Mitternacht gehen, da richtete sich die Großmutter im Bette auf und lauschte. Es war ihr, sie höre ein anhaltendes wimmerndes Weinen. Erst schien es im Hausflur zu sein. Aber als sie aufstand und in den Flur hinausleuchtete, vernahm sie es deutlich: das Weinen war hinter dem Hause. Sie blickte durchs Fenster hinter das Haus, konnte aber nichts wahrnehmen trotz dem schönsten Mondschein. Es war gerade, als käme das Wimmern aus der Erde. Sie bekreuzte sich und schloß fröstelnd das Fenster. Sie mußte sich getäuscht haben; vielleicht kam das Weinen doch aus dem Nachbarhause.

Wie sie aber in ihre Kammer zurückkam, fiel das Licht auf ihren wie ein Häuflein Unglück im Bett kauern den Enkel, der sie mit angsterfüllten, trostlosen Augen ansah. „Ich will hinausgehen,“ stammelte er unter herzerreißendem Schluchzen, „es weint!“

Mit schier entsetzten Augen schaute die Großmutter nach dem Knaben, den es nur so schüttelte. Gewiß hatte er schon hochgradige Fieber, wie alle Kranken, die auf einmal fortwollen. „Jeses, Jeses!“ stöhnte sie.

„Es muß noch ganz erfrieren und verhungern,“ schluchzte er.

Jetzt wurde die Großmutter aber aufmerksam.

„Wer muß verhungern?“ fragte sie erstaunt.

„Das Marieli.“

„Ja, um Gottes willen, von wem redest du denn?“ Da ging ihr plötzlich ein Licht auf. „Meinst du etwa der Marijeba ihr Stiefkind?“

„He ja,“ plärrte er.

„Ja, ums Himmels willen, weißt du denn, wo's ist? Weint es etwa gar hinter dem Hause? Aber ich habe doch eben nachgeschaut und niemand gesehen. Wo steckt es denn?“

„He, in der Schneekapelle!“ schluchzte er stoßweise heraus.

„In der Schneehöhle? Du heiliges Verdienen!“ rief jammern die Großmutter aus. Und schleunigst zog sie sich an, schlüpfte in die dicken Winterstiefe, weckte den Hausvater, und bald darnach standen sie vor dem Loch der Schneekapelle.

Drin war es mit einem Male mäuslein-läubleinstill geworden.

„Marieli!“ rief die Großmutter halblaut hinein.

Es kam keine Antwort.

„Marieli, schau, ich bin es bloß, des Meiredli Großmutter! Komm nur getrost heraus; deine Mutter ist nicht da, es geschieht dir nichts! Du darfst bei uns übernachten, und morgen kommt Meiredlis Vater mit dir nach Hause; der wird dann schon dafür sorgen, daß du's künftig besser hast. Komm doch heraus, Maiteli! Oder bist du denn nicht mehr drin?“

„Doch,“ kam jetzt ein verschüchtertes Stimmlein aus der Schneehöhle.

„So komm nur getrost heraus, Kind!“

Der Hausvater hob die Laterne hoch.

Da kroch ein zitterndes Mägglein aus dem Schneeloch, die flachsheitern Haare hingen ihm über das Gesicht herab, und als es sich zögernd und schlotternd vor Frost und Angst aufrichtete, schauten zwei franke blaue Augen scheu nach allen Seiten, und die bleichen Wangen zeigten noch die eingetrockneten Tränenrinnlein.

Die Großmutter weinte. Der Hausvater aber nahm das bebende Geschöpf auf die Arme und trug es sogleich in der Großmutter warmes Bett hinauf, nachdem der Meiredli, glücklich über Marielis Erlösung, in sein eigenes kleines Bett geschlüpft war. Bald brachte die Großmutter dem Kind warme Milchsuppe. Es schaute sie wohl mit heißen Augen an, ließ sie aber unberührt stehen.

„Sß, Marieli, is!“

„Bringt ihr mich schon vor dem Morgeneßsen zur Stiefmutter?“

„Nein,“ machte die Großmutter, „du mußt nun lange, lange nicht mehr zu ihr zurückkehren. Wir behalten dich, bis sie kniefällig verspricht, dir eine gute Mutter zu sein. Is jetzt nur, liebes Herzlein!“

Ein Jubelschrei kam aus des Meiredli Bettstatt. Und allsogleich fiel das Mägglein heißhungrig über die Milchsuppe her. Dann schlief es sanft und selig ein.

Am Morgen aber, als der Meiredli, den Schul sack auf dem Rücken, die Stiegen hinunterklapperte, blieb er unter der Haustüre erstaunt stehen und machte große Augen: seine schöne Schneekapelle war zusammengefallen; denn in der Nacht war Tauweiser eingetreten. Da lachte er laut auf und rief: „Zuhuu! Jetzt bin ich froh; nun brauche ich nicht mehr heilig zu werden!“



Rudolf Koller (1828—1905).

Anni vom Hasliberg.
Im Zürcher Privatbesitz.